

und die Sonne Homers

Andreas Büchtemann

...und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns

Erinnerungen

eines Pfarrerssohnes und DDR-Bürgers

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2014
ISBN 978-3-88309-895-1

Inhalt

	Seite
Vorbemerkung	7
Eltern und Großeltern	8
Das Kriegsende und die Zeit bis 1949	26
Meine ersten Jahre und etwas darüber hinaus	31
Einschulung, 1955	49
Mehr aus dem Jahr 1955 und den Jahren bis 1961	52
Die Klein-Kreutzer Kirche und ich	57
Schulzeit in Roskow	66
Nordsee-Reise 1961	72
Wieder zu Hause	75
Schulzeit in der Erweiterten Goethe-Oberschule Brandenburg	81
Studium in Jena (1967-1969)	99
Studium in Berlin (1969-1972), Hochzeit	115
September 1972 – Ende 1974	127
Die zweite Hälfte der 70er Jahre	138
CDU und Schöffentätigkeit	153
Ein „Stasi-Kontakt“	163
Mehr über die zweite Hälfte der 70er Jahre	163
Promotion	171
Wie weiter?	175
1980 – 1984 privat: Auto, Heizung, Schule	176
NVA-Zeiten	180
1984: Hinein ins „Infrarot“	185
Unsere Urlaube in DDR-Zeiten	188
„Westreisen“	194
1985-1989: Endzeit	198
1989/1990 – die große Wende	204
Was wird mit meiner Arbeitsstelle?	221
Schluss: Unser Leben nach der Wende	230
Anhang	243
Bildnachweis, Danksagung	260

Vorbemerkung

Wieder blühen die Schlehen an den Feldwegen und Bahndämmen, und in den Gärten die Kirschbäume. Wie in jedem Jahr. Aber für mich ist es anders als sonst, denn mit dem letzten Februartag ging für mich ein Lebensabschnitt zu Ende, und eine neue Zeit mit neuen Möglichkeiten und Herausforderungen begann: Fast 38 Jahre habe ich in meinem Beruf gearbeitet, und nun ist diese Zeit vorbei, abgeschlossen bis auf Restarbeiten; die sogenannte Freizeitphase der Altersteilzeit hat begonnen. Ich habe das so gewollt, ich habe mich vor vier Jahren nach reiflicher Überlegung dazu entschieden, den Antrag zu stellen, und bin auch danach, obwohl das Institut mich gern noch behalten hätte, dabei geblieben.

Von der vielen freien Zeit, die ich nun im Grunde habe, – und über deren Verwendung sich meine Familie und die Kollegen schon Gedanken gemacht haben – spüre ich bisher wenig. Von meinen Ideen für diese Zeit: mehr Klavier spielen, es mit Orgelspiel probieren, mehr lesen, ein sinnvolles Engagement suchen – vielleicht auf sozialem Gebiet, alte Lateinkenntnisse auffrischen und ausbauen, Erinnerungen aufschreiben, es mit Griechisch versuchen?, oder vielleicht doch eher meine Englischkenntnisse verbessern?, an der Universität über Vorlesungsangebote informieren, vielleicht in einen weiteren Chor gehen, mehr im Haushalt engagieren, um das bestehende Ungleichgewicht zu reduzieren, wandern und Fahrradtouren unternehmen, konnte ich bisher fast nur das Klavierspielen realisieren, obwohl ich nach wie vor zusammen mit Bärbel um 5:30 Uhr aufstehe, also den Tag früh beginne. Die buchstäblich an meinem letzten Arbeitstag eingegangene Anfrage früherer Projektpartner, sie bei einem neuen Vorhaben zeitweise zu unterstützen und dabei zu sein, macht doch viel Arbeit, so dass ich mehrmals in der Woche ins Institut fahre und dort mit Experimenten und Messungen einige Stunden zu tun habe. Insofern empfinde ich die „Freizeitphase“ als ein merkwürdiges Zwischending, ich gehöre nicht mehr dazu, der normale Arbeitsalltag geht mich nichts mehr an (was nicht ausschließt, dass ich zu dem einen oder anderen Punkt gefragt werde), aber ich bin noch kein „echter“ Rentner, sondern gehöre noch vier Jahre lang dem Institut an, bin eben nur von der Arbeit freigestellt. In dieser Lage ergibt es sich fast zwangsläufig, dass ich nicht nur nach vorn schaue, sondern auch zurück, auf das nun im Wesentlichen abgeschlossene Berufsleben, und darüber hinaus, auf das eigene Leben überhaupt. In welchem Verhältnis stehen meine Erlebnisse, steht mein bisheriger Lebensverlauf zu den Vorstellungen, die ich als junger Mensch von meinem Leben hatte?

Daneben spielt aber auch ein anderer Gedanke eine Rolle: Es könnte doch sein, dass mein bisheriger Lebensweg – obwohl keineswegs außergewöhnlich –

auch für andere, nicht nur für meine Kinder, interessant ist. Wie sehr bedauere ich, dass mein Vater nur einige Erinnerungen an seine Vorschulzeit Anfang des 20. Jahrhunderts aufgeschrieben hat und dass die Tagebuchnotizen meiner Mutter so lückenhaft sind. Wie gern würde ich mich jetzt mit meinen Eltern über ihre Jugend in der Zeit des ersten Weltkriegs, der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“ unterhalten! Dabei haben wir darüber viel gesprochen, und ich war ein aufmerksamer Zuhörer, aber vieles von dem, was sie sagten, verschwimmt in meiner Erinnerung, und außerdem würde ich heute manches anders fragen und besser verstehen. Zwar hat sich mein Leben, glücklicherweise, unter weniger dramatischen Umständen abgespielt, aber trotzdem hat sich auch in meinen nun 61 Lebensjahren so viel ereignet und hinsichtlich der allgemeinen Lebensumstände so viel geändert, dass es mir sinnvoll erscheint, einiges daraus aufzuschreiben.

Eltern und Großeltern

Es könnte naheliegend erscheinen, diese Notizen einfach mit dem Tag meiner Geburt zu beginnen, aber hieße das nicht, sehr mit der Tür ins Haus zu fallen? Ich will früher einsetzen, denn die Herkunft eines Menschen beeinflusst sein Wesen und sein Leben, sei es in offensichtlicher oder mehr verborgener Art und Weise. Über die Großelterngeneration hinauszugehen ist allerdings weder nötig noch möglich, denn dieser Text soll keine Familienchronik werden, und außerdem weiß ich nur wenig über die ferneren Ahnen, die mich von uralten Fotos würdig, fremd und vertraut zugleich, anschauen. Einige Begebenheiten aus dem längst vergangenen Leben dieser Menschen sind allerdings von Generation zu Generation weitergegeben worden, und auch ich habe sie schon als Kind gehört; sie haben sich früh meinem Gedächtnis eingeprägt, und so erscheint es mir angebracht, das eine oder andere davon an passender Stelle kurz einzuflechten.

Eine mit meiner Urgroßmutter Bolte verbundene Bemerkung gestatte ich mir gleich an dieser Stelle: Diese Ahne war die reichste Frau in Bückeburg, so hörte ich es meiner Meinung nach vor vielen Jahren aus mütterlichem Munde. Die *reichste*! Das klang etwas geheimnisvoll – wie reich? Wo kam der Reichtum her, und wo ist er hin? Jetzt fand ich ein steinaltes, von meiner Mutter beschriftetes Foto dieser Frau, und was steht da? „Urgroßmutter Bolte, älteste Frau in Bückeburg“. *Älteste*, nichts mit geheimnisvollem Reichtum! Das zeigt mir: Vorsicht tut not! Für meine Aufzeichnungen habe ich deshalb oft in alten

Schriftstücken und Notizen nachgelesen, mich gelegentlich bei Daten noch einmal im Lexikon vergewissert oder auch an etlichen Stellen eingefügt „nach meiner Erinnerung“.

Während ich dies schreibe, sitze ich in einem Hotelzimmer auf der Insel Föhr, wo ich zur Zeit des Mauerbaues 1961 schon einmal war, aber davon wird später noch zu sprechen sein. Auf der Herfahrt passierte der Zug auch Hamburg, die Stadt in „Westdeutschland“, deren Name für mich schon in früher Kindheit einen vertrauten Klang hatte, denn wir hatten dort von meiner Mutter her eine zahlreiche Verwandtschaft. Meine Großeltern mütterlicherseits (Adolf und Anna Bolte, geb. Möller) waren in Flensburg geboren, in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts. Ihre Geschwister und deren Kinder wohnten später in Hamburg, und die Verbindung mit manchen dieser Verwandten wurde über Jahrzehnte gehalten und von den nachfolgenden Generationen bis in unsere Tage fortgeführt.

Meine Großeltern, die sich schon als Heranwachsende endgültig füreinander entschieden hatten, heirateten im Jahr 1903, nachdem mein Großvater sein Orgelstudium in Berlin abgeschlossen hatte. Aus diesem Anlaß schenkte ihnen meine Urgroßmutter einige Möbelstücke im Jugendstil, die sich noch heute in unserem Besitz befinden.

**Ururgroßmutter Karoline Luise
Henriette Bolte (1803-1896),
Bückeburg**



Nach einer ersten Anstellung als Organist an der Charité (das gab es damals!) übernahm mein Großvater 1907 die vakant gewordene Organistenstelle an der Brandenburger Gotthardtkirche. Diese Stelle bekleidete er bis zum Kriegsende 1945, worüber in dem Buch „Musiker in Brandenburg vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ etwas zu lesen steht. Er muss ein hervorragender Orgelspieler

gewesen sein. In zahlreichen Konzerten wirkte er mit, wie die Erzählungen meiner Mutter und einige in unserem Besitz befindliche alte Programmzettel aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts belegen. Es ist interessant zu sehen, wie diese Programmzettel die Zeitumstände widerspiegeln: Es gab z.B. Wohltätigkeitskonzerte zur „Linderung der Kriegsnot für die Armen der St. Gotthardt-Gemeinde“ und Konzerte, deren Reinertrag für „arme, erblindete Krieger bestimmt“ war.

1908 kam als zweites Kind meiner Großeltern ein Mädchen zur Welt, das Friedgard genannt wurde, meine Mutter. Ihre ältere Schwester Annemarie, sie selbst und die zwei Jahre später geborene Gerda bildeten ein lebhaftes Mädchendreigespann, das es meinen Großeltern nach den Erzählungen meiner Mutter nicht immer leicht machte. Da meine Großmutter als Ehefrau und Mutter, wie damals im Kleinbürgertum selbstverständlich, keiner beruflichen Tätigkeit nachging, war mein Großvater der alleinige Ernährer der Familie. Sein Salär als Organist kann nicht allzu üppig gewesen sein, denn er musste das Familieneinkommen durch Stundengeben aufbessern. Trotzdem waren die Verhältnisse wohl eher bescheiden; meine Mutter sprach jedenfalls noch von der knappen Zeit im „Kohlrübenwinter“ 1917. Etwas erspartes Geld ging in der Inflation 1923 verloren – ein Schicksal, das meine Großeltern Bolte mit Millionen anderen teilten. Auf diesem Hintergrund könnte es verwundern, dass meine Großeltern mehrmals ein „Dienstmädchen“ hatten, das bei der Bewältigung der Hausarbeit und der Versorgung der Kinder half. Das Dienstmädchen war kein untergeordneter Domestike, sondern es hatte, obwohl mit „Sie“ angeredet, sozusagen Familienanschluss, und meine Mutter erinnerte sich noch nach vielen Jahrzehnten gern an diese Begleiter ihrer Kindheit und Jugend. Sie hatte z.B., als kleine Kuriosität sei es erwähnt, nicht vergessen, dass eines dieser Dienstmädchen grundsätzlich keine Schlüpftrug trug, und, daraufhin konsterniert von meiner Großmutter mit den Worten angesprochen: „Wollen Sie nicht wenigstens, wenn Sie das Haus verlassen, etwas drunter ziehen?“, doch lieber bei ihrer Gewohnheit blieb.

Im ersten Weltkrieg wurde mein Großvater Adolf, den ich mir nach den Äußerungen meiner Mutter als völlig unmilitärische, eher etwas unpraktisch als handfest veranlagte gutmütig-gewissenhafte Künstlernatur vorstelle, Soldat, zeitweilig in Rathenow stationiert, aber nie eingesetzt und zur großen Erleichterung der Familie laut Militärpass am 21.9.1916 „zur Verfügung des Provinzialschulkollegiums“ nach Brandenburg entlassen, wobei ihm „Führung: gut“ und „Strafen: keine“ bestätigt wurden.

Über die politische Haltung meiner Großeltern Bolte weiß ich so gut wie nichts, laut Hochzeitszeitung war Opa Adolf „streng konservativ“. Im ersten Weltkrieg haben sie sich an „Gold gab ich für Eisen“ beteiligt – meine Mutter

erwähnte das einmal. Nach der politischen Überzeugung meines Großvaters in der Nazizeit von mir befragt, sagte mein Vater, Adolf Bolte sei politisch „naiv“ gewesen; mein Vetter Helmut (Tante Annemaries Sohn), der es aber als im Jahr 1939 Geborener aus eigenem Erleben kaum wissen konnte, war überzeugt, Adolf Bolte sei Nazi gewesen. Die Tatsache, dass mein Großvater neben Liebesliedern und geistlicher Musik 1934 auch ein eher wehmütiges und textlich



Großmutter Anna Bolte (geb. Möller, 1877-1957) als junges Mädchen und Großvater Adolf Bolte (1874-1950)

unpolitisches „Heimatlied der Deutschen in Südwestafrika“ komponierte und in diesem Zusammenhang brieflichen Kontakt mit einer „Kolonialreferentin“ im „Obergau Berlin“ hatte, ist meines Erachtens kein Beweis dafür. Vielleicht war er ein gutgläubiger Mitläufer, wie so viele. Opa Adolf starb 1950, meine Großmutter Anna kurz vor Vollendung ihres 80. Lebensjahres 1957; sie ist der einzige Mensch aus der Generation meiner Großeltern, an den ich mich erinnern kann, denn auch meine Großmutter väterlicherseits starb, als ich ein Kleinstkind war, und der Vater meines Vaters war schon 1943 gestorben. So war sie für mich schlechthin „Oma“. Wir besuchten sie öfter in ihrer Wohnung in Brandenburg, gelegentlich kam sie zu uns zu Besuch. Sie sagte dann z.B. zu meiner ebenfalls in Brandenburg wohnenden Tante Gerda „Ich **reise** morgen nach Klein-Kreutz“, was in Anbetracht der geringen Entfernung von etwa 5 km heute geradezu niedlich erscheint – allerdings muss man bedenken, dass sie

von der Wohnung bis zum Bahnhof in der Krakauer Vorstadt eine Dreiviertelstunde Fußweg hatte.

Meine Mutter hat in ihrem langen Leben das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das sogenannte „Dritte Reich“, die Nachkriegszeit, die DDR und noch einige Jahre Bundesrepublik erlebt, zwei Weltkriege fielen in ihre Lebenszeit. Die Kaiserzeit war in meiner Kindheit noch in der in unserer Familie gebräuchlichen Bezeichnung „Kaiser-Jagdwurst“ lebendig, die angeblich so hieß, weil der Kaiser diese Wurstsorte mit auf die Jagd zu nehmen pflegte. Meine Mutter erinnerte sich an „Kaiser’s Geburtstag“, und dann gab es da noch die Erinnerung an die Fahne „Schwarz-Weiß-Rot“ und das Lied dazu („Stolz weht die Fahne schwarz-weiß-rot“) und das Liedchen mit dem Text „Der Kaiser ist ein guter Mann, er wohnt in Berlin, und wär’ es nicht so weit von hier, so führ ich heut noch hin“, das auch ich als Kind singen konnte.

Von zwei Erlebnissen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, die in die Jahre 1913 und 1914 gehören, hat sie oft erzählt. Über die Hamburger Verwandtschaft war es nämlich Familie Bolte einschließlich Dienstmädchen Molli zweimal möglich, eine Sommerreise auf die Insel Fanö an der dänischen Nordseeküste zu machen. Der Glasbriefbeschwerer auf meinem Schreibtisch mit dem Foto, das einige Frauen in altertümlich wirkender Tracht zeigt, erinnert noch heute daran. Bei der ersten Fanö-Reise war die kleine Friedgard einmal verschwunden und wurde schon höchst besorgt auf dem ganzen Schiff gesucht. Gefunden wurde sie schließlich unten im Schiffsrumpf, wo auch Kühe transportiert wurden und sie ihrer Lieblingskuh Gesellschaft leistete. Die zweite Fahrt nach Fanö, im Sommer 1914, musste wegen des Kriegsausbruchs vorzeitig beendet werden. Meine Mutter konnte sich noch gut an die bedenklichen und besorgten Gesichter ihrer Eltern und ihres Onkels in dieser Situation des Kriegsbeginns erinnern. Nicht überall herrschte die Begeisterung, mit der damals viele in den Krieg zogen.

In der ersten Hälfte der 20er Jahre besuchte meine Mutter eine höhere Mädchenschule – das damals von Dr. Felsberg geleitete Lyzeum neben der Paulikirche und dem romantischen Pauliwinkel, die beide Ende des 2. Weltkrieges zerstört wurden. An die Zeit in dieser Schule hat sie sich immer gern erinnert, und sie sprach noch im Alter mit liebevollem Respekt von ihren damaligen Lehrern. Nach eigenen Aussagen waren ihre Leistungen am besten in den sprachlichen Fächern, also in Deutsch, Englisch und Französisch, und in Musik, während ihr Verhältnis zur Mathematik wohl eher etwas distanziert war – um es einmal so auszudrücken. Zu den Lehrern am Lyzeum gehörte bis 1920 auch Dr. Wiegandt, bei dem meine Mutter lange Jahre Klavierunterricht hatte und mit dem Opa Adolf in vielen Konzerten zusammenarbeitete.

Die Liebe zur Musik, die ein Grundzug ihres Wesens war, und die Freude am Klavierspielen haben meine Mutter ihr ganzes Leben lang begleitet; viele Jahre



Schulklasse meiner Mutter (ganz links, mit Zopf) am Lyzeum (noch mit Gaslicht)

spielte sie in Gottesdiensten Orgel und Harmonium, und sie war 90 Jahre alt und für den kurzen Weg zur Kirche schon auf Hilfe angewiesen, als sie zum letzten Mal diesen Dienst versah.

Eine andere Freizeitbeschäftigung, die ihr seit ihrer Jugend über Jahrzehnte hinweg große Freude machte, war das Paddelbootfahren. Brandenburg an der Havel bietet mit seiner wasserreichen Umgebung dafür ja sehr gute Möglichkeiten. Es kam ihr dabei nicht auf das Zurücklegen großer Strecken an, sondern eher auf den Aufenthalt auf dem Wasser und das Erleben der Natur. Diese Liebe zum Wasser habe ich von meiner Mutter geerbt.

Nach Abschluss der Schule begann meine Mutter in den Brennaborwerken in Brandenburg als „angelernte Kontoristin“, so steht es in ihrem Arbeitsbuch, zu arbeiten. Diese erste Zeit bei Brennabor hat ihr sehr gut gefallen, das Arbeitsklima muss sehr angenehm gewesen sein, sie hatte nette Kollegen, und sie war eben auch noch ganz jung. In der Weltwirtschaftskrise ging es Brennabor sehr schlecht, meine Mutter wurde zusammen mit vielen anderen entlassen, und erst

1935 wieder eingestellt. Diese zweite Brennaborzeit hatte sie nicht in so guter Erinnerung. Zu ihrer Verlobung bekam sie von ihren Kollegen das in Holz gefasste Barometer, das sie immer in Ehren hielt und das wir heute noch haben. Insgesamt hat sie nur sieben Jahre bei der Firma Brennabor gearbeitet, aber diese Zeit hat sich doch sehr eingeprägt; noch im Alter sagte sie oft, wenn der Name irgendeiner Stadt erwähnt wurde: „xxxx – da hatten wir einen Kunden.“ Kurz vor ihrer Hochzeit 1938 hörte sie bei Brennabor auf, folgte dann meinem Vater in seine erste Pfarrstelle und war von da ab Pfarrfrau – was damals noch anderes bedeutete als heute. Bevor es aber mit Ehepaar und Familie Büchtemann weitergeht, soll jetzt erst einmal die väterliche Seite meiner Herkunft zu ihrem Recht kommen.

Mein Vater stammte aus völlig anderen Verhältnissen als meine Mutter; er war der älteste Sohn des Großbauern Andreas Heinrich Bichtemann in Borne, einem großen Dorf in der Magdeburger Börde. Wenn im vorigen Satz „Bichtemann“ steht, so hat das seine Richtigkeit, denn alle meine Verwandten väterlicherseits heißen so, auch mein Vater wurde als ein Bichtemann geboren, aber er fand bei Ahnenforschungen heraus, dass sich unsere frühesten bekannten Vorfahren mit „ü“ schrieben, und so ließ er in den 50er Jahren den Namen ändern.

Das Wort Andreas Bichtemanns muss in der Gemeinde Gewicht gehabt haben, jedenfalls war er für lange Jahre Amtsvorsteher. Von sonstigen politischen Aktivitäten, auch in späteren Jahren, ist mir nichts bekannt. Im ersten Weltkrieg war Großvater Andreas eine Zeitlang Soldat, aber war er an der Front? Davon müsste ich doch einmal gehört haben.

Zu Großvaters Hof gehörte auch ein tiefer Steinbruch, der mir immer etwas unheimlich war. Mein Vater wußte davon manches zu erzählen, z.B. dass einmal ein Fuhrwerk rückwärts hineinrutschte und die angeschrirten Pferde ertranken; oder die tragische Geschichte von dem jungen Liebespaar, dessen Eltern sich gegen diese Verbindung stellten, und das sich mit Tüchern aneinandergebunden im tiefen Wasser des Steinbruchs das Leben nahm – eine Borne'sche Version von „Romeo und Julia auf dem Dorfe“.

Noch weniger weiß ich von meiner Großmutter Alma Bichtemann, geb. Reinecke. Sie war wohl eine gutmütige Frau, die versuchte, in Konflikten besänftigend zu wirken. Eine überlieferte charakteristische Rede aus ihrem Munde ist: „Ach, lat doch man.“ Erst vor kurzem habe ich einige Briefe von ihr entziffert, in denen sie sich kurz vor ihrem Tod eingehend nach mir erkundigt.

Im Gegensatz zu meiner Mutter hat mein Vater seine Großeltern noch kennen gelernt. In seinen knappen Aufzeichnungen über die Vorschulzeit spricht er

liebevoll über seinen Großvater, der sich viel mit ihm beschäftigte und ihm auch allerlei sehr lebhaft erzählte. Der kleine Knabe Paul hörte dabei auch, zu Füßen seines im Sessel am Ofen sitzenden Großvaters, einiges aus der Zeit, als Napoleon gegen die Spanier Krieg führte – z.B. wie die Spanier französische Soldaten an die Türen genagelt hätten und mit der Zunge an die Tischplatte!



Großvater Andreas Bichtemann als Soldat in Quedlinburg, 1914

Der Vater dieses Großvaters, also mein Ururgroßvater, war mit in Spanien gewesen, nachdem er sich erst längere Zeit hinter dem Mist unter der Krippe des Pferdestalls versteckt gehalten hatte, um nicht zu Napoleons Soldaten geholt zu werden. Diese Geschichten hörte 50 Jahre später auch ich schon als Kind. Aus der Zeit der Napoleonischen Kriege hat sich noch ein Brief aus Chartres erhalten, geschrieben von Andreas Bichtemann an seinen Bruder Heinrich in Egel.

Mein im Jahre 1900 geborener Vater, dessen Brüder Willi und Erich jeweils einige Jahre später zur Welt kamen, hat das Kaiserreich natürlich bewusster erlebt als meine sieben Jahre jüngere Mutter; er konnte sich z.B. noch detailliert an Feiern am Sedantag und an das Auftauchen der ersten Autos in Borne und an das damit verbundene Aufsehen erinnern: Groß und Klein ließ alles

stehen und liegen und stürzte an die Chaussee: „En Auto, en Auto!“ Musik und Literatur spielten in seinem Elternhaus keine Rolle, sondern es ging mehr um handfeste Dinge des praktischen Lebens; einmal empfand er z.B. bei wahrscheinlich mehr oder weniger militärischen Spielen das Fehlen von Zelten als hinderlich, und so schrieb er an den Kaiser und bat ihn darum, den Borne'schen Kindern ausgemusterte Zelte des Militärs zur Verfügung zu stellen. Die erbetteten Zelte hat er nie bekommen, nur der Postbeamte sah ihn merkwürdig belustigt an.

Aus den Notizen meines Vaters entsteht für mich das Bild einer frühen, sozusagen unhektischen Kindheit mit intensiven Kontakten zu Geschwistern, Verwandten und der älteren Generation, aber auch mit manchen Härten, darunter auch von Härte im Umgang der Kinder untereinander, z.B. wenn die Kinder sich mit Weidenruten gegenseitig die nackten Waden peitschten, oder bei den groben Kämpfen der Borne'schen Jungen mit denen aus dem Nachbardorf. Umsorgt wie heute waren die Kinder in Borne jedenfalls nicht.

Mein Vater kam 1906, mit fünfeinhalb Jahren, zur Schule. Als er dann seit Ostern 1911 im Realprogymnasium im Nachbarort Egelndorf zur Schule ging, war das mit einem ungeheuren Ereignis verbunden, denn er bekam zu Weihnachten ein Fahrrad geschenkt! Später besuchte mein Vater das Realgymnasium in Magdeburg. Von seiner Schulzeit in Egelndorf hat mein Vater wenig erzählt; er muss gute Leistungen gehabt haben, wie ich daraus schließe, dass er auf das Gymnasium geschickt wurde. Auch im Sport war er gut; mehrmals sagte er, er sei „Vorturner“ gewesen. Auf dem „Zeugnis der Reife“ des Realgymnasiums zu Magdeburg wird mein Vater, der von der mündlichen Prüfung befreit war, von der Prüfungskommission „mit den besten Segenswünschen für seinen ferneren Lebensgang und in der Hoffnung, er werde sich in Wandel und Beruf allzeit als tüchtig bewähren“ aus der Schule entlassen; der zehnköpfigen (!) Prüfungskommission gehörten übrigens auch ein „Staatlicher Kommissar“, ein Vertreter des Magistrats und ein „akademischer Zeichenlehrer“ an.

Als der älteste Sohn wäre mein Vater Anwärter darauf gewesen, den Bauernhof einmal zu übernehmen, aber anscheinend waren die Weichen schon früh anders gestellt worden: Großvater sah für seinen ältesten Sohn Paul den höheren Bildungsweg vor, während der Zweitälteste, Willi, später den Hof bekommen sollte. Diese Weichenstellung wurde quasi vom Schicksal im Jahr 1917 durch einen Unfall zementiert. Mein Vater half damals in einer Schmiede aus, und da passierte es, dass ihm ein eiserner Reifen, wie sie die Leiterwagen früher um die hölzernen Räder trugen, seitlich hart ans Bein traf. Die Verletzung wurde schlimm, die Knochenhaut entzündete sich, es musste Knochen entfernt werden, und erst nach vielen Monaten konnte mein Vater mit steifem und 7cm

kürzerem linken Bein das Krankenhaus verlassen. Das Abitur machte er dann 1922, zwei Jahre nach seinen Klassenkameraden. Mit der Sportlichkeit des jungen Mannes war es auf immer vorbei; er war nun Invalide. – Nach Jahrzehnten der Ruhe hat ihm sein steifes Bein im Alter noch sehr viele Schmerzen und etliche Operationen beschert. Ein Gutes hatte diese Versehrtheit allerdings in der Nazizeit, denn er musste nicht Soldat werden, sondern er wurde nur für die Reserve mit der grotesken Bestimmung „Panzerfahrer“ vorgesehen.

**Großeltern Alma (1872-1951)
und Andreas Bichtemann
(1871-1943) im Jahr 1941**

Im Jahr 1922 begann mein Vater in München ein Volkswirtschaftsstudium, das er 1927 mit dem Diplom abschloss. Diese Jahre in München gehörten zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens, und er sprach gerne darüber. Er hatte sich einer christlich orientierten, nicht schlagenden Studentenverbindung, der „Herminonia“,



angeschlossen, war 1923/1924 ehrenamtlicher Mitarbeiter im Hilfswerk des Studentenwerks und gehörte „auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen von S.S. 1924 bis S.S. 1925 dem studentischen Wirtschaftsbeirat“ an, der „der Geschäftsleitung in allen studentischen Fragen und sozialen Aufgaben in der Bekämpfung der Notlage der minderbemittelten Studenten zur Seite stand“. Er muss sich dort sehr wohl gefühlt und auch diese Gesellschaft sehr genossen haben, wie aus seinen Erzählungen und aus mehreren Heften bzw. Büchlein mit Eintragungen von diversen Geselligkeiten und Unternehmungen hervorgeht.

Mein Vater hat in dieser Zeit Freundschaften mit „Bundesbrüdern“ geschlossen, die ein ganzes Leben lang hielten. Einige Burschenschaftskopfbedeckungen, darunter eine sehr schmucke aus grünem Samt mit gelbem Federbusch, haben wir noch und halten sie in Ehren.

Materiell gesehen, war die Münchner Zeit durchaus knapp für ihn, und er hat in der Inflation auch nicht immer genug zu essen gehabt. Sein Ausgabenheft

für die Zeit vom 28.4.1922 - 23.7.1923 liegt vor mir:

Für die Bahnfahrt nach München zahlte er 1922 am 28. April 291 Reichsmark (RM), für die Immatrikulation 124 RM, für 1 Bier und ein Brot am 6. Mai 3,60 RM bzw. 7,60 RM, am 16. November waren es 40 RM für 1 Bier und 79,50 RM für ein 3-Pfund-Brot, und am 21. Juli 1923 musste er 2 000 RM für das Bier und 5 600 RM für ein Brot bezahlen. War das nun eine nur für Bayern typische Relation, dass das Bier halb so teuer wie Brot war? Das Ausgabenheft durchgehend, ertappe ich ihn aber auch bei gelegentlichem Luxus – am 11.11.1922 kaufte er eine Zigarette für 2 RM.

Politisch war er nicht engagiert. Obwohl wir sicher einmal darüber gesprochen haben, kann ich mich leider nicht mehr erinnern, wie er den Hitlerputschversuch vom 9. November 1923 in München erlebt hat. Einmal taucht in den hinterlassenen Papieren meines Vaters allerdings dieses Datum auf: Auf der Rückseite einer kleinen Grafik stehen nämlich unter der Überschrift „Herrn Bichtemann. Zum Andenken an Ihre Schüler in den A.A.K. (?), München 18.7.23“ 15 Namen und hinter dem Namen Hans Korn hat mein Vater vermerkt: “ + 9.XI.23 Feldherrnhalle“.

Die Jahre nach dem Volkswirtschaftsstudium sind für mich immer etwas unklar geblieben; er fand wohl keine Arbeit und ging wieder in die Heimat zurück. Ende der 20er Jahre begann er dann ein Theologie-Studium in Halle/Wittenberg. Eine sehr schöne Vikariatszeit verbrachte er in dem kleinen Dorf Tarthun in der Magdeburger Börde, nahe seiner Heimat. Die große Bibel mit Bildern von Rudolf Schäfer, die wir noch haben, war ein Geschenk der dankbaren Gemeinde an ihn.

In der Lutherhalle Wittenberg muss übrigens noch viele Jahre eine von ihm hergestellte Lutherstatuette zu sehen gewesen sein, vielleicht ist sie sogar noch jetzt dort. Mein Vater hatte nämlich durchaus künstlerisches Talent: er konnte gut zeichnen und modellieren, auch mit dem Schnitzen hat er einmal angefangen. Einige erhaltene Zeichnungen und Tonfiguren zeigen seine Begabung. In diesem Zusammenhang hatte er engeren Kontakt mit dem bildenden Künstler Wilhelm Tophinke, der ihn auch einmal modellierte. Als Kind beeindruckte mich besonders eine Kohlezeichnung, die einen Jesuskopf mit Dornenkrone darstellte. Von den Tonfiguren meines Vaters haben bei uns nur zwei die Zeiten überdauert, eine davon eine kleine Heilige Familie, die jetzt ihren Platz auf dem Schreibtisch meiner Großmutter Anna Bolte hat.

In eine der Studienzeiten meines Vaters (1925 oder 1932) fiel eine Begegnung mit dem Reichspräsidenten Hindenburg. Mein Vater war delegiert worden, diesem zur Wahl zu gratulieren. Er tat dies also, und als sich in dem sicher sehr kurzen Gespräch ergab, dass mein Vater in Magdeburg zur Schule gegangen

war, sprach das greise Staatsoberhaupt, das viele Jahre vorher als General in dieser Stadt gedient hatte, die bedeutsamen Worte: „Grüßen Sie mir mein Magdeburg.“ Ergreifend, fürwahr.

Am 23. April 1938 heirateten meine Eltern, nachdem sie sich ein Jahr zuvor verlobt hatten. Sie waren damals 30 und 37 Jahre alt, also nicht mehr in der ersten Frische der Jugend; es hatte sich eben so ergeben. Meine Mutter hatte im Zusammenhang damit kurz zuvor, wie schon erwähnt, ihre Stelle bei den Brenabor-Werken in Brandenburg aufgegeben, und mein Vater hatte 1937 eine



Mein Vater (li.) in Herminonen-Gala

Hilfspredigerstelle in Bretsch in der Altmark angetreten. Am 14. November 1937 hatte mein Vater das Evangelische Konsistorium der Provinz Sachsen über die beabsichtigte Eheschließung informiert und war daraufhin „*ernstlich darauf aufmerksam (gemacht worden), dass Sie während Ihrer restlichen Aus-*

bildungszeit vor dem 2. Theologischen Examen und während Ihrer Hilfspredigertätigkeit keinen Anteil an den landeskirchlichen Pensions- und Reliktenfonds haben, sowie, dass Sie bei dem gegenwärtigen Stand der kirchlichen Kassen keine Beihilfe im Falle etwaiger Not erwarten können“.

Bretsch in der Altmark – das war sozusagen eine sehr, sehr dörfliche Gegend, was sicher für meine Mutter als Stadtkind eine große Umstellung war. Wasser war auch nicht in der Nähe, aber trotzdem gefiel es beiden sehr gut dort; das Pfarrhaus war in Ordnung, und sie lernten liebenswerte Menschen kennen. Leider konnten sie trotz des Wunsches der Kirchengemeinde nicht lange in Bretsch bleiben; es gab dort einen Gutsherrn als Patron, und dieser wollte als Pfarrer jemanden, der sich zur Bekennenden Kirche hielt. Das traf auf meinen Vater nicht zu, und so musste er sich eine andere Stelle suchen. Diese wurde in Milow an der Havel in der Nähe von Premnitz gefunden, dort blieben meine Eltern dann gut 10 Jahre.

Wie meine Eltern wohl die sich nach 1933 so drastisch verändernden politischen Verhältnisse empfanden und erlebten? In der NSDAP waren sie jedenfalls nicht. Meine Mutter, die ihr ganzes Leben lang eher unpolitisch war und sich nie in dieser Hinsicht engagiert hat, sagte einmal, als wir über diese Zeit sprachen, Hitler habe etwas irgendwie Mitreißendes gehabt in seinen massenwirksamen Auftritten (das konnte sie später selbst nicht mehr verstehen) – heute begreift man das kaum, wenn man ihn in Tondokumenten hört. Aber wir alle sind inzwischen ja auch so viel klüger und wissen, was passiert ist, und wir haben auch einen in jeder Hinsicht völlig anderen Hintergrund als die Deutschen, die das Vierteljahrhundert vor 1933 erlebt hatten.

Wenn meine Mutter wieder einmal von ihrer Kindheit in der geliebten Wohnung in der Packhofstraße in Brandenburg erzählte, erwähnte sie auch gelegentlich die in der Nachbarschaft wohnenden jüdischen Familien, besonders deren Kinder, die sie ja als ihre Altersgenossen erlebte. Später hat sie diese Menschen aus den Augen verloren und wusste nicht, was aus ihnen geworden ist. Im hohen Alter war sie einmal beim Erzählen von Kindheitserinnerungen von Grauen geschüttelt bei dem Gedanken, dass diese Menschen, deren Gegenwart für sie als Kind zum Alltag gehörte, vielleicht in den Vernichtungslagern umgebracht worden sind.

Wahrscheinlich haben meine Eltern einiges gut gefunden – es ging ja in mancher Hinsicht aufwärts, als Heutiger will ich da gar nicht den Stab brechen –, anderes verdrängt oder nicht wahr haben wollen, wie so viele, oder auch schlicht nicht gewusst; manche heute allbekannten Gräueltaten hätten sie sich wohl auch einfach nicht vorstellen können. (Und wer ist denn heute, unter – Gott sei Dank! – völlig anderen Umständen, schon uneingeschränkt glücklich mit dem

Staat, den allgemeinen Gegebenheiten und allen gesellschaftlichen Erscheinungen in seiner Lebensumwelt? Ohne Kompromisse geht es eben nicht im Zusammenleben der Menschen, die Frage ist „nur“, wo die Grenzlinie zu ziehen ist. Aber das ist ein weites Feld.)

Pfarrhaus Tarthun mit Taubenhaus (1931)

Vermutlich als frisch gebackener Pfarrer hatte mein Vater einmal Schwierigkeiten, weil er sich zunächst nicht auf den „Führer“ verpflichten lassen wollte; obwohl er es mir gesagt hat, weiß ich leider nicht mehr, was das für eine Verpflichtung war, die jeder Pfarrer eingehen musste (vielleicht eine Art Eid als Beamter?), jedenfalls war er dann



Altes Bauernhaus in Bretsch (1937)

der letzte in der ganzen Provinz. Später hatte er einmal Ärger mit der NSDAP, wie aus dem folgenden kurzen Brief hervorgeht:

<i>Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Gau Magdeburg-Anhalt</i>	
<i>Kreis Osterburg (Altm.)</i>	<i>Kossebau, den 20.2.1939</i>
<i>Ortsgruppe Lückstedt</i>	<i>(Stempel) Pfarramt Bretsch,</i>
	<i>Eingang: 21.2.39</i>

Herrn Pastor Paul Bichtemann, Bretsch
Betreffs Ihrer letzten Äußerung, daß SS-Männer sowie SA-Männer sowenig zur

Kirche gingen wäre ein Befehl von oben herab, darauf möchte ich als verantwortlicher Hoheitsträger der Ortsgruppe Lückstedt und als Unterführer der SS, Sie darauf aufmerksam machen, daß ein solcher Befehl noch nie bestanden hat u. auch heute noch nicht besteht. In dieser Sache kann jeder tun u. lassen was er will. Ich darf nicht dulden, daß solche Redereien geführt werden, davor hüten Sie sich in Zukunft.

Heil Hitler!

Der P. Ortsgruppenleiter

Heyer- Piesau (?)

Bei Kriegsbeginn kamen keine verstärkten patriotischen Gefühle bei meinen Eltern auf und schon gar keine Begeisterung, eher Ablehnung und eine gewisse Bangigkeit, was nun kommen würde. Immerhin hatten sie schon den ersten Weltkrieg miterlebt. Insofern unterschieden sich meine Eltern wahrscheinlich nicht von sehr vielen Deutschen, denn von einer Begeisterung wie 1914, als es galt, den „Erbfeind“ aufs Haupt zu schlagen, war verbreitet nichts zu spüren. Drei meiner Onkels mussten in den Krieg ziehen, und so hielt dieser gleich Einzug in die Familien der engsten Verwandtschaft. Diese drei Onkels haben den Krieg ohne größere Schäden überstanden. Ein weiterer Onkel wurde als unabkömmlich eingestuft und deshalb nicht eingezogen. Er meldete sich, wie mir meine Mutter einmal erzählte, später freiwillig, weil er vor seinen Kindern nach dem Krieg nicht als einer dastehen wollte, der nicht für Deutschland gekämpft hatte; nach einer Anfangszeit (Originalzitat lt. meiner Mutter: „Bisher waren es nur Kinderspiele.“) fiel er dann im Osten. Ob oder wie sehr meine Eltern von den Anfangserfolgen der Wehrmacht beeinflusst wurden, weiß ich nicht, auf eine Frage von mir sagte mein Vater jedenfalls einmal, vom Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion an habe er nicht mehr an einen deutschen Sieg geglaubt. In unseren alten Atlas aus der Zwischenkriegszeit hat mein Vater in der Spätphase des Krieges den Verlauf der Ostfront eingetragen. Da konnte man das Ende deutlich kommen sehen! Zwischen einigen erhaltenen und schwer lesbaren Briefen von Großeltern und Onkels habe ich auch einen Brief und zwei Feldpostkarten von Soldaten aus Milow gefunden, die ich als Zeitdokumente originalgetreu wiedergebe:

Libysche Wüste, den 9.5.41

Sehr geehrter Pastor Bichtemann!

Endlich komme ich dazu Ihnen einpaarZeilen aus der Libyschen Wüste zu schreiben. Seid ich das Paket von Ihnen erhalten hatte, hatte ich keine Zeit mich für das Paket zu bedanken. Meinen Dank gilt nochmal für das Paket was mir sehr viel Freude bereitet hat. Seid ich von Braunschweig weg bin, haben

wir eine strenge Tropenausbildung gehabt. In Fischbach (?) haben wir die neue Tropenuniform und die Ausrüstung empfangen. Unser Gepäck wiegt 135 Pfund, da können Sie sich denken wie wir in der großen Hitze schwitzen. Wir haben auch eine Zeit in Neapel gelegen da haben wir den Vesuv, die ausgegrabene Stadt Pompei und die Insel Capri besichtigt. Bis dahin ging alles gut, dann kam der verhängnisvolle Seefahrt nach Tripolis. Unser Geleitzug mit 7 Schiffen wurde von 6 englischen Kreuzern zusammengeschossen. Die Hälften Soldaten sind dabei ums Leben gekommen. Ich selbst schwamm 17 Stunden auf dem Wasser bis ich gerettet wurde. Außerdem wurden wir im Wasser noch mit Maschinengewehr beschossen, das war furchtbar. Ich konnte unverletzt davon kommen. Wir lagen in Tripolis da wurde die Stadt und der Hafen von See aus beschossen und bombardiert, da war die Hölle los. Von der Stadt liegt ein Viertel in Trümmern. Am Tage ist es hier sehr heiß, und am Abend sinkt die Temperatur runter bis auf Null Grad. Vor den Fliegen und Ungeziefer kann man sich kaum retten. Das Wasser ist sehr knapp, und wenn man es trinkt erkrankt man an Ruhr oder Typhus. Bei Sandsturm kann man kaum die Hand vor Augen sehen. So haben wir viel Gefahren in der Wüste die wir bekämpfen müssen. Es kommt bald die Zeit wo wir von Bengasi bis nach Cairo vorstoßen. Zu Weihnachten werde ich vielleicht auf Urlaub kommen wenn nichts dazwischen kommt. Was macht denn Ihr Wagen? Wie geht das fahren, läuft der Wagen noch wie früher, oder haben Sie Schwierigkeiten mit Brennstoff?

Schreiben Sie bitte einmal, denn man fühlt sich glücklich etwas von der Heimat zuhören.

Es grüßt Sie aus weiter Ferne
Willi Böhrs

**Weihnachtsabend 1938 in
Bretsch – letztes Weihnachts-
fest im Frieden**



Ein anderer Milower Soldat schrieb ein halbes Jahr vor der bedingungslosen Kapitulation:

Halberstadt,

den 8.11.44

Liebe Familie Bichtemann!

Ich erlaube mir, einen kleinen und schönen Gruß an Ihnen zu senden. Ich bin jetzt Soldat und freue mich auch darüber, dass ich auch ein bisschen für unseren Führer kämpfen darf, oder kann. Es macht mir Freude ein bisschen unter die Soldaten zu kommen. Es geht mir so weit sehr gut. Essen schmeckt auch schön ist es hier auch.

Also recht herzlichen Gruß von Fritz (Nachname unleserlich)

Am Heiligen Abend 1944 schrieb Fritz XY noch einmal und drückte seine Hoffnung aus, bald einmal Urlaub zu bekommen, denn er wollte seine Kinder gerne wieder sehen. Was dieser Soldat wohl für ein Mensch war, und wie mag es ihm in den folgenden Monaten ergangen sein?

Der jüngste Bruder meines Vaters, Erich, war 1944 als Soldat in Ungarn. Er schrieb Ende Oktober an meine Eltern u.a. das Folgende:

Ungarn, d. 27.10.44

Ihr Lieben!

Seit langem hatte ich vor an euch zu schreiben, leider fehlte es durch die Härte der Zeit an Gelegenheit... Seit dem 13.9. bin ich wieder weg von Polen und die ganze 13 p.s. (??) wurde wieder hier runter geschickt, sie, also meine Division ist Z.B.V., dass heißt zur besonderen Verwendung (oder Vernichtung) und kommt immer dorthin wo groß ??? (unleserlich) ist. Ich hatte auch Gelegenheit Budapest zu sehen, eine sehr hübsche Stadt mit Juden über Juden... Als das zweitemal Regierungsumsturz war wurden die Kommunisten welche schon auf Papier standen rausgeholt und sofort erschossen. Wir nahmen den Sonntagabend schon an, uns würde es gehen als wie den deutschen Soldaten in Rumänien. Augenblicklich liege ich von Budapest noch 170 km weg östlich. Vor einigen Tagen wurde schon erzählt der Russe hätte kapituliert aber der böse Krieg geht doch weiter. Wann wird der nur sein Ende nehmen, ein jeder Landser sehnt sich sehr danach überhaupt jetzt wo es keinen Urlaub mehr geben soll bis Kriegsende....

Am 4.12. 44 schrieb mein Onkel Erich einen weiteren Brief:

Lieber Bruder und Schwägerin!

Euren lieben Brief vom 8.11. dankend erhalten... Wenn ich nun so zurück denke an die letzten 8 Wochen, wie oft hat man noch Glück gehabt, wo einen der liebe Gott nicht verließ, es waren doch manchmal Tage wo ich dachte es ist aus und

*dazu kommt noch, daß der Russe alles niedermachte was er an deutschen Soldaten faßte. Wie sind die ungarischen Frauen und Mädchen von 10 Jahr an geschändet worden von den Bestien. In einem Ort von 1500 Einwohnern sind 250 Vergewaltigungen gewesen. Dieser Ort liegt mir ... noch in den Knochen, dort wurden wir förmlich mit Panzern überfallen und vieles musste dortbleiben, 3 Tage später war der Ort nochmal 24 Stunden in unserer Hand und dann hörte und sah man... Wann wird der liebe Gott nun mal ein Halt im Ganzen bieten, es ist höchste Zeit. Hier gibt es bestimmt später eine Hungersnot. Wieviel Gräber deutscher Kameraden sieht man nun auch hier wieder, beim Zurückgehen sagt man so bei sich: „Kamerad komm mit“, aber das Kreuz mit einem Stahlhelm bleibt stumm. Abends ist man zufrieden wenn der Tag hinging und morgens wenn man die Nacht gut überstanden hat. Genügend Menschen fielen, so daß es zu tun hat wenn alles wieder seinen gewohnten Gang gehen soll, also ist es Zeit, dass Gott einen Strich zieht und Schluß machen läßt. Augenblicklich geht es mir so: Hose und Schuhe sind zerrissen und es gibt keine Flicker, keine Sohlen und ??? (unleserlich) schon längst nicht, man muß sich bald vor sich selbst schämen. Ich hatte mal mit Urlaub gerechnet aber alles fällt flach... Doch nun wünsche ich euch alles Gute für die kommende Zeit und wolle Gott nun bald ein Ende machen mit dem Menschenmorden. In diesem Sinne und der Hoffnung möchte ich heute schließen
euer Bruder und Schwager Erich*

Als letztes familiäres Zeitzeugnis gebe ich einige Zeilen aus einem Brief meiner Großmutter Alma Bichtemann wieder, wobei ich die eigenwillige Grammatik unverändert lasse:

27. I. 45

Ihr Lieben!

Schönen Dank für Eure Wünsche und Briefe hoffentlich wird doch bald Frieden werden. Die Russen sind doch schon in Schlesien hauen sie doch unsere Soldaten wieder raus wenn nur nicht der Bolschewismus herkommt. Die hauen und schießen doch alles tot...

Erich ist noch in Ungarn. Haben beide zu Neujahr gratuliert. (Onkel Willi war zu dieser Zeit Soldat in Lettland, A.B.). Hoffentlich kommen sie gesund wieder es sind doch überall schwere Kämpfe hier sind schon überall Einquartierte und sollen noch 400 kommen....

Soweit die Auszüge. Es war sehr mühsam, diese alten und verblichenen, mit Bleistift in der mir wenig vertrauten Sütterlinschrift geschriebenen Briefe zu entziffern, aber es hat sich gelohnt, geben sie doch einen authentischen Einblick in die Lebenssituation und das Denken von mit mir verwandten Men-